

<sup>4</sup> R. Chandavarkar, Plague, Panic, and Epidemic Politics in India, 1896 - 1914, in: T. Ranger/P. Slack (Hg.), Epidemics and Ideas: Essays on the Historical Perception of Pestilence, Cambridge 1992.

<sup>5</sup> P. Horden, Disease, Dragons and Saints: The Management of Epidemics in the Dark Ages, in: T. Ranger/P. Slack (Hg.), aaO.

<sup>6</sup> P. Cohen, Architecture of Doom, produziert und verbreitet vom Schwedischen Filminstitut und anderen, Stockholm 1989.

<sup>7</sup> M. Heidegger, Die Frage nach der Technik, in: Die Technik und die Kehre, Pfullingen <sup>5</sup>1982, 18; 20; 26.

Aus dem Englischen übersetzt von Franz Schmalz

# Das Böse in der Ideologie des freien Marktes

Jung Mo Sung

## 1. Seltsame Logik des Marktes

„Die Wallstreet feiert hohe Arbeitslosigkeit.“<sup>1</sup> Diese Schlagzeile einer bedeutenden brasilianischen Tageszeitung ist ein typisches Beispiel für die herrschende Ideologie des Marktes. Arbeitslosigkeit ist nicht länger ein wirtschaftliches und soziales Übel, sondern wird in vielen Fällen zu einem ökonomischen Vorteil. Deshalb haben Unternehmen in den letzten Jahren große Anstrengungen unternommen, um Programme zur Reduzierung der Beschäftigtenzahl durchzuführen, und je mehr Menschen entlassen wurden, um so mehr stieg der Wert der Aktien, um so zur Bereicherung der Aktionäre und des Managements beizutragen. Die Unternehmen sind nicht

mehr stolz auf die hohe Zahl der Beschäftigten, und daran bemißt sich nicht mehr ihre wirtschaftliche Stärke; sie sind vielmehr stolz auf die Zahl der Arbeiter, die sie entlassen können. Das ist ein Indikator für die Effektivitäts- und Produktivitätssteigerung - heute das ökonomische Kriterium schlechthin.

Für diejenigen, die sich an diese seltsame Logik des Marktes nicht gewöhnt haben, ist es nicht leicht, dieses „Fest“ zu verstehen. Diese Schwierigkeit resultiert nicht nur aus einem geringen ökonomischen Wissen, sondern auch daraus, daß sich in der Beurteilung der Arbeitslosigkeit und anderer sozialer Probleme ein tiefgreifender Wandel vollzogen hat. In der Vergangenheit wurde Arbeitslosigkeit immer als ein wirtschaftliches und soziales Übel aufgefaßt. Ein Übel,

das man bekämpfen mußte. Für die Wirtschaftspolitik nach dem Zweiten Weltkrieg galt ein niedriges Niveau der Arbeitslosigkeit lange Zeit als eines ihrer grundsätzlichen Ziele. Die Staaten griffen im Sinne der Theorien von Keynes in die Wirtschaft ein, um Beschäftigung zu fördern, und verfolgten eine Sozialpolitik, die die Folgen von Arbeitslosigkeit abfedern und soziale Ungleichheiten vermindern sollte.

Heute betrachten die Menschen die hohen Arbeitslosenraten als etwas Unvermeidliches, als Folge der neuen technologischen Revolution und der Globalisierung der Wirtschaft. Sogar der soziale Ausschluß eines großen Teils der Menschheit, jene gesellschaftliche Tatsache, die heute am meisten zum Himmel schreit, berührt die Gesellschaft nicht mehr. Diese mangelnde Sensibilität der Gesellschaft macht deutlich, daß die Arbeitslosigkeit und der soziale Ausschluß nicht mehr als gesellschaftliche, sondern als individuelle Probleme und als gesellschaftlicher Preis, als Opfer betrachtet werden, das dem phantastischen technischen Fortschritt, den das System des freien Marktes möglich macht, dargebracht werden muß. Deshalb ist das oberste Ziel der heutigen Wirtschaftspolitik die Kontrolle der Inflation und nicht mehr die Schaffung von Arbeitsplätzen und die Überwindung sozialer Ungleichheit.

## 2. Der Markt und die Theologie der Sünde

Um diese große Veränderung ein wenig besser begreifen zu können, müssen wir in die siebziger Jahre zurückgehen. Anfang der siebziger Jahre befanden sich Westeuropa und die USA in einer

großen Wirtschaftskrise, die ein Wachsen der Inflation, der Arbeitslosigkeit und der wirtschaftlichen Rezession bewirkte. Diese Krise erschütterte zutiefst den Optimismus, den die längste Periode hoher Wachstumsraten und ökonomischer Expansion in der Geschichte der Menschheit, die nach dem Zweiten Weltkrieg eingesetzt hatte, bewirkt hatte.

Dieses Wachstum war von den neoklassischen Wirtschaftswissenschaftlern als notwendige Folge des Marktes betrachtet worden, den sie als ein harmonisches und in einem Gleichgewicht befindliches System betrachteten, das „von selbst“ ökonomisches Wachstum erzeuge. Diese optimistische Auffassung, die einer mechanistischen Weltansicht entsprang, verleitete die Ökonomen dazu, sich nicht länger um wirtschaftliche Konjunkturschwankungen und um die Arbeitslosigkeit zu kümmern, wie es die klassischen Ökonomen noch getan hatten.

Selbst die keynesianischen Ökonomen teilten diese mechanistische Sicht der Welt und der Ökonomie mit den neoklas-

### Der Autor

*Jung Mo Sung, geb. 1957 in Südkorea; lebt seit 1966 in Brasilien; studierte Philosophie und Theologie; Magister in Moraltheologie und Doktor der Religionswissenschaften; er spezialisierte sich auf das Verhältnis von Ökonomie und Theologie; z.Zt. Professor an der kath. Universität São Paulo und am methodistischen Institut in São Bernardo; Veröffentlichungen u.a.: *Idolatria do capital e a morte dos pobres*, 1989; *Deus numa economia sem coração: neoliberalismo e pobreza*, 1992; *Teologia e economia: repensando a Teologia da Libertação e utopias*, 1994. Anschrift: Rua Humberto I, 254, Apto. 121 - A, 04018-030 São Paulo, Brasilien.*

sischen Wirtschaftswissenschaftlern, mit dem Unterschied, daß die Keynesianer der Auffassung waren, die Staatsausgaben leisteten einen wichtigen Bei-

trag zur Schaffung von mehr Arbeitsplätzen.

Wenn eine Krise wie in den siebziger Jahren von solchem Ausmaß entsteht, daß sie nicht mehr gelegnet werden kann und daß sie den Grundkonsens der Gesellschaft in Frage stellt, muß man neue Erklärungen für die Ursachen dieser Krise ausarbeiten, um Wege zu ihrer Bewältigung zu finden. Wir dürfen nicht vergessen, daß damals noch die Auffassung dominierte, eine hohe Arbeitslosigkeit sei ein soziales Übel.

In einer theologischen Zeitschrift ist es nicht angebracht, eine detaillierte Diskussion über ökonomische Theorien zu führen. Wir werden uns deshalb auf die philosophischen und theologischen Fragen beschränken, die die Fundamente und den innersten Kern jener Theorie betreffen, die aus den Diskussionen siegreich hervorgegangen ist: des Neoliberalismus. Doch zunächst muß eine Frage im Vorfeld behandelt werden.

Über philosophische Probleme ökonomischer Theorien zu sprechen, ist für Ökonomen und Philosophen nicht mehr so befremdlich, wenn es auch immer noch Leute gibt, die das als Häresie betrachten. Aber über theologische Grundlagen und Fragen der Ökonomie zu sprechen, ist in einem wesentlich höheren Maß umstritten. Viele Theologen schließen diese Möglichkeit völlig aus und trennen Theologie und Ökonomie radikal. Andere reduzieren dieses Verhältnis auf eine schlichte Anwendung der Soziallehre der Kirchen auf den Bereich der Ökonomie und bestreiten, daß es theologische Fragen gibt, die das Wesen der Ökonomie selbst betreffen. Gleichzeitig beobachten wir immer häufiger, daß Politiker, Ökonomen und Sozialwissenschaftler Ausdrücke verwenden wie

„neoliberales Dogma“, „Orthodoxie“, „Glaube an den Markt“, Theologie des laissez-faire“, „notwendige Opfer“ usw. - Ausdrücke, die der Darstellung ihrer Argumente und Analysen dienen und dabei der Theologie entlehnt sind.

Einige tun diese Frage ab, indem sie sagen, diese Ausdrücke seien in einem bloß analogen Sinn zu verstehen. Doch die auffallende Häufigkeit dieses Sprachgebrauchs bei Befürwortern wie Gegnern der herrschenden Wirtschaftsordnung macht es für uns unumgänglich, dieses Phänomen ernster zu nehmen. Aus Platzgründen können wir hier die zahllosen Beispiele nicht aufzählen, doch es genügt, mit ein wenig Aufmerksamkeit die Tageszeitungen, Zeitschriften und Bücher zu lesen, um davon einen Eindruck zu bekommen. Exemplarisch seien einige Sätze aus dem Buch von Paul Ormerod, *Der Tod der Ökonomie*, angeführt: „Die Ökonomen von IWF und Weltbank verkünden der Dritten Welt das Heil durch den Markt ... Es entsteht eine Orthodoxie des Denkens ... Die offensichtliche Glaubensstärke der Mehrheit der Ökonomen ... Viele Jahre hindurch herrschte innerhalb der Wirtschaftstheorie der grundlegende Glaube vor, daß der Preis einer Ware - ob es sich nun um Bananen oder Menschen handelt - vom Verhältnis zwischen Angebot und Nachfrage bestimmt werde.“<sup>2</sup>

Heil, Glaube, Orthodoxie und andere Ausdrücke dieser Art sind in der Ökonomie nicht neu. Die Quelle dieser theologischen Sprache findet sich bereits bei Adam Smith. Sein berühmter Begriff der „unsichtbaren Hand“ leitet sich vom theologischen Begriff der göttlichen Vorsehung her. Diese Auffassung vom Markt als einem übermenschlichen We-

sen, das in der Lage sei, aus dem egoistischen individuellen, am Markt orientierten Verhalten einen nichtintentionalen Effekt im Sinne des Gemeinwohls zu erzeugen, war bei den verschiedenen Theorien und Ideologien des Kapitalismus immer anzutreffen. Doch in den siebziger Jahren nahm sie in Gestalt des Neoliberalismus eine besondere und radikalere Gestalt an.

Die Rede, die der „Vater“ des Neoliberalismus, F. Hayek, anlässlich der Verleihung des Nobelpreises im Jahr 1974 gehalten hat, stellt eine Zusammenfassung der philosophisch-theologischen Grundlage dar, die uns hier interessiert. Bereits der Titel ist sehr aussagekräftig: „Die Anmaßung des Wissens“<sup>3</sup>. Im Grunde handelt es sich um eine Relecture des Mythos vom Sündenfall Adams und Evas. Alle ökonomischen Theorien entwickeln auf die eine oder andere Weise, bewußt oder unbewußt, eine Theologie der Sünde, denn sie versuchen, die Ursachen der zu bekämpfenden Übel zu erklären, und schlagen Methoden vor, um das zu erreichen, was sie als das (ökonomisch) Gute betrachten.

Hayek präsentiert in seiner Rede die Herausforderung der ökonomischen Krise zu Beginn der siebziger Jahre folgendermaßen: „Andererseits wird von den Nationalökonomern gerade jetzt verlangt, daß sie sich darüber äußern, wie die freie Welt aus der ernststen Bedrohung der fortschreitenden Inflation gerettet werden kann.“<sup>4</sup> Es ist hier wichtig festzuhalten, daß er die Krise auf das Problem der Inflation reduziert und die Arbeitslosigkeit als fundamentales Problem beiseite läßt. Nachdem er die Frage so gestellt hat, gibt er die Antwort, daß die Krise verursacht wurde von einer Wirtschaftspolitik im Sinne der Mehr-

heit der Ökonomen, die alle daran glaubten, die Vollbeschäftigung sei jederzeit erreichbar. Diese von Keynes inspirierte Wirtschaftstheorie setzt Hayek zufolge die Möglichkeit voraus, alle komplexen Phänomene, die den Markt ausmachen, zu kennen. Mit anderen Worten: Das Grundübel, das das Übel der galoppierenden Inflation und in der Folge mangelndes Gleichgewicht und Instabilität des Marktes verursacht – theologisch gesprochen heißt das Erbsünde –, ist das Bestreben, mit Willen und Bewußtsein das Gemeinwohl zu fördern, was die Anmaßung des Wissens über den Markt voraussetzt.

Gegen diese Anmaßung verteidigt Hayek die Vorstellung, daß der Markt in seinem Wesen eine komplexe Struktur sei, die wir nie vollständig kennen können. Und deshalb dürften wir nie versuchen, die spontanen Prozesse des Marktes durch bewußte menschliche Kontrolle mittels ökonomischer und sozialer Zielsetzungen ersetzen zu wollen. Ausgehend davon sagt er: „In dem Glauben, daß wir die Kenntnis und die Macht besitzen, die Vorgänge in unserer Gesellschaft ganz nach unserem Gutdünken zu gestalten, eine Kenntnis, die wir in Wirklichkeit nicht besitzen, werden wir nur Schaden anrichten.“<sup>5</sup>

Aus der richtigen Auffassung des Marktes als eines komplexen Systems und folglich der Anerkennung der Unmöglichkeit, ihn vollständig zu kennen, leitet er die Unmöglichkeit ab, ihn unseren Wünschen gemäß zu lenken, d.h. die Unmöglichkeit, Vollbeschäftigung und andere bewußt gesetzte soziale Ziele zu erreichen. Das bewußte und willentliche Streben danach würde großen Schaden für uns verursachen. Es ist klar, daß er im Kontext der Kritik der Anmaßung des

absoluten Wissens von der gesellschaftlichen Wirklichkeit nicht kategorisch davon sprechen kann, daß diese guten Absichten, wenn sie in politisches und wirtschaftliches Handeln umgesetzt werden, notwendigerweise viele schlechte Folgen zeitigen würden. Deshalb spricht er von einer großen Wahrscheinlichkeit.

Das Übel als unbeabsichtigte Wirkung eines Handelns, das das Gemeinwohl anstrebt, entsteht ihm zufolge daraus, daß diese Ausübung von Autorität über andere Menschen und gesellschaftliche Gruppen das „Wirken jener spontanen Ordnungskräfte behindert, durch die der Mensch, ohne es zu verstehen, in der Verfolgung seiner Ziele so weitgehend unterstützt wird“<sup>6</sup>, d.h., sie behindert das freie Funktionieren des Marktes.

Wenn geplantes gesellschaftliches Handeln im Sinne von guten Zielsetzungen als Ursache für ökonomisch-soziale Krisen betrachtet wird, dann gibt es nur zwei Möglichkeiten: Entweder man nimmt eine radikale nihilistische Position ein, die die Unmöglichkeit einer besseren Welt behauptet. Eine solche Gesellschaftstheorie ist aber in sich frustrierend und programmiert das politische Scheitern im voraus.

Oder man glaubt und hofft auf die Lösung der wirtschaftlichen und sozialen Probleme durch das Handeln eines Gottes oder durch die unbeabsichtigten Folgen eines in sich wohlthätigen Wirtschaftssystems, des Marktes. Da es unmöglich ist, empirisch nachzuweisen, daß die Marktwirtschaft ausschließlich und mit innerer Notwendigkeit das Gemeinwohl hervorbringt, muß man daran glauben. Deshalb sagt Milton Friedman, der 1976 den Nobelpreis für Ökonomie

erhielt: „Hinter den meisten Argumenten gegen den freien Markt steckt der mangelnde Glaube in (sic!) die Freiheit selbst.“<sup>7</sup>

Die Alternative zu einer nihilistischen Position und zum Glauben an einen ins Transzendente erhobenen Markt besteht darin, unsere Verantwortung als Menschen auf uns zu nehmen, auf demokratische Weise soziale Ziele festzulegen und sie zu verwirklichen zu versuchen.

Dabei ist es selbstverständlich, daß dies nicht nur unsere Fähigkeit voraussetzt, die Dynamik des Marktes in etwa zu kennen, sondern auch die Legitimität einer gewissen gesellschaftlichen und juristischen Autorität gegenüber Teilen der Gesellschaft. Das bedeutet z.B. progressive Steuern, die eine bessere Verteilung des Einkommens ermöglichen, oder die Kontrolle über bestimmte Teile der Produktion und des Konsums, die die Umwelt gefährden. Für die Neoliberalen sind das Horrorvorstellungen.

Der Neoliberalismus geht vom erkenntnistheoretischen Grundsatz aus, daß es unmöglich ist, das Funktionieren der Wirtschaft und die Marktbeziehungen vollständig zu kennen, und zieht daraus den Schluß, daß das grundlegende Übel, die Erbsünde, im Wunsch besteht, das Gute zu schaffen, was die Anmaßung des Wissens voraussetzt. Da es unmöglich ist, das Gute zu tun, kann es nur darum gehen, das Schlechte nach Möglichkeit nicht zu tun. Und das zu bekämpfende Grundübel ist „die Versuchung, das Gute zu tun“. Dies ist übrigens der Titel eines Romans von Peter Drucker, dem „Oberguru“ der Manager. In diesem Buch sagt Bischof O'Malley, der einzige Fehler Pater Zimmermanns, der Hauptfigur des Romans, sei

es gewesen, ein wenig christliche Barmherzigkeit geübt zu haben, denn er konnte der Versuchung nicht widerstehen, das Gute zu tun.<sup>8</sup>

Dies ist der Grund, warum Arbeitslosigkeit nicht mehr als ein zu bekämpfendes ökonomisches und soziales Übel betrachtet wird und warum die Wirtschaftspolitik auf Inflationsbekämpfung reduziert wurde, um die Stabilität und das Vertrauen in das Geld und den Markt aufrechtzuerhalten. „In God we trust“ steht auf der Dollar-Note. Das macht deutlich, daß das Vertrauen in das Geld und den Markt genauso grundlegend ist wie das Gottvertrauen, denn letztlich wurde der Markt in die Sphäre der Götter erhoben. Das nennen Befreiungstheologen den Götzendienst des Marktes.

### **3. Gerechtigkeit und Solidarität?**

Diese zentrale Überzeugung des Neoliberalismus, die von Hayek 1974 noch im Modus der „Wahrscheinlichkeit“ ausgedrückt wurde, hat heute den Status dogmatischer Gewißheit erreicht. Es ist kein Zufall, daß so viele Ökonomen und Soziologen bei der Analyse des Neoliberalismus und der aktuellen Dynamik der wirtschaftlichen Globalisierung dogmatische Begriffe verwenden. Der Fundamentalismus ist nicht nur ein Problem von Religionsgemeinschaften. Der wichtigste und perverseste Fundamentalismus ist heute der ökonomische. Soziale, kulturelle und historische Unterschiede spielen überhaupt keine Rolle, wenn der IWF und die Weltbank den unterentwickelten Ländern ihre orthodoxen Rezepte verschreiben. Soziale Katastrophen erschüttern in keinster Weise die

Überzeugung von der Gültigkeit ihrer Orthodoxie. Sie sagen, daß die Zunahme der Armut und des sozialen Ausschlusses nicht die Folge der immer stärkeren Anwendung ihrer Dogmen sei, sondern im Gegenteil, die Folge von deren ungenügender Umsetzung.

Wenn das Streben nach dem Guten als die Hauptursache für das Übel angesehen wird und wenn Kaltblütigkeit und Zynismus angesichts der sozialen Probleme als höchste ethische Tugend gelten, dann genügt es nicht, auf abstrakte Weise soziale Gerechtigkeit und Solidarität einzuklagen. Denn soziale Gerechtigkeit wurde auf Effizienz auf dem Markt reduziert. Die Effizienz mittels Konkurrenz auf dem Markt wird heute als das oberste Kriterium für soziale Fragen betrachtet. Deshalb ist, wie Galbraith gezeigt hat, eines der Hauptcharakteristika unserer Gesellschaften der Glaube, daß diejenigen, die von den Reichtümern und Wohltaten des Marktes profitieren, „nichts anderes machen, als ihren gerechten Lohn genießen“ und „wenn das Glück verdient ist oder eine Belohnung für ein persönliches Verdienst ist, dann gibt es keine plausible Rechtfertigung für irgendein Handeln, das dies verurteilen oder verhindern will – was dasjenige reduzieren wird, wovon profitiert wird oder werden könnte.“<sup>9</sup> Das bedeutet, daß die Armen und Arbeitslosen den „gerechten Lohn“ für ihre Inkompetenz erleiden müssen. Diese perverse Kultur ist die wichtigste Spielart der Sühnetheologie in unserer Zeit. Die Solidarität, ein Begriff, der für das Christentum so zentral und in der heutigen Zeit so wichtig ist, ist selbst von dieser Perversion nicht verschont geblieben. Die Rede, die der Generaldirektor des IWF, Michel Camdessus, beim lan-

desweiten Kongreß der CFPC, einer Vereinigung von christlichen Unternehmern und Mangern, in Lille gehalten hat, zeigt diese Perversion deutlich. Er sagte: Sie sind Männer des Marktes und der Geschäftswelt, die danach streben, daß Solidarität wirksam wird. Der IWF wurde gegründet, um die internationale Solidarität für die Länder in Dienst zu nehmen, die sich in einer Krise befinden und ihre Ökonomie effizienter machen wollen. Das Streben nach Effizienz im und für den Markt - und Sie wissen so gut wie ich, wie Effizienz und Solidarität letztlich zusammengehören: Wir befinden uns auf demselben Terrain.“<sup>10</sup>

Die Behauptung, daß der IWF im Dienst der Solidarität stehe, mutet für viele genauso seltsam an wie die Schlagzeile über das Fest anlässlich der Arbeitslosigkeit, die wir eingangs zitiert haben. Wer auch nur ein wenig die sozialen Auswirkungen der den Ländern der Dritten und Vierten Welt vom IWF aufgezwungenen Maßnahmen kennt, wird über eine solche Behauptung entrüstet sein. Doch jenseits aller Entrüstung geht es darum, die Logik zu begreifen, die dieser Behauptung Sinn verleiht.

Der Schlüssel dafür ist die Beziehung, die zwischen der Effizienz im und für den Markt und der Solidarität hergestellt wird. Für das herrschende ökonomische Denken ist Solidarität mit den Armen nur auf der Grundlage von Wirtschaftswachstum möglich. Man identifiziert nämlich die Qualität des Lebens mit der Quantität der ökonomischen Güter, deren Maß das Bruttoinlandsprodukt ist. Und der einzige Weg, um dieses Wachstum dieser Auffassung zufolge zu erreichen und damit Solidarität üben zu können, ist die Erhöhung der wirtschaftlichen Effizienz durch die freie Konkur-

renz auf dem Markt. Außerhalb des Marktes kein Heil!

Wenn man dieses Dogma a priori akzeptiert, dann kann man nur solidarisch sein, indem man unsolidarisch ist. Es werden also wirtschaftliche Anpassungsprogramme verordnet, die im Namen der Erhöhung der Effizienz auf dem Markt die Arbeitslosigkeit, die soziale Ungleichheit und andere soziale Probleme vergrößern. Wenn der IWF als Hauptakteur der Solidarität vorgestellt wird, dann sind alle Gruppen, die Solidarität mit den Armen üben, für mehr soziale Gerechtigkeit kämpfen und folglich für eine alternative Wirtschaftspolitik eintreten, die Verursacher der Krise und folglich Keimzellen des Bösen. Sie unterliegen der „Versuchung, Gutes zu tun“.

Innerhalb dieses Denkrasters ist soziale Ungleichheit kein soziales Übel mehr. Im Gegenteil: Es wird als unvermeidlich, gerecht und wohlütig angesehen, denn es ist die Folge des einzig möglichen Wirtschaftssystems, des Systems der Marktwirtschaft. Gerecht, weil sie das Ergebnis der weisen Verteilung des Einkommens durch den Markt ist, gemäß der Effizienz eines jeden. Und wohlütig, weil gerade die soziale Ungleichheit die Menschen zur Konkurrenz motiviert. Und diese Konkurrenz ist schließlich der Motor des Wirtschaftswachstums. Und die soziale Ungleichheit ist der Beweis dafür, daß der Staat nicht mehr in die Wirtschaft eingreift.

#### 4. Die Solidarität und die Kritik am Götzendienst

Wenn wir diese Perverterung durch die Ideologie des Marktes nicht entlarven, dann riskieren wir, daß unser Reden und

Tun im Sinne der sozialen Gerechtigkeit und der Solidarität ins Leere laufen, ja noch schlimmer, daß sie im neoliberalen Sinn interpretiert werden. Diese Demaskierung erfolgt über die theologische Kritik am Götzen Markt. Es sind der Götzendienst und die Erhebung des Marktes in den Bereich des Transzendenten, die es möglich machen und rechtfertigen, daß Gut und Böse auf den Kopf gestellt werden und daß Leid und Tod der Menschen und die Zerstörung der Natur als heilsnotwendige Opfer hingestellt werden.

In diesem Kampf kommt es wesentlich darauf an, daß wir den wahren Sinn von Gut und Böse, von Solidarität und Zynismus wiederherstellen. Dies ist eine Herausforderung, die sich nicht auf den Bereich der Ökonomie und der Ethik beschränkt, sondern die das Wesen von Theologie und Religion betrifft. Denn wenn wir heute von Ökonomie sprechen, dann sprechen wir von Glauben, Dogmen, Opfern, ins Transzendente erhobenen Systemen, Göttern und Anthropologien.

Das Problem des Bösen in Markt und Ökonomie ist im Grunde ein Problem der Theologie der Sünde, der Erbsünde. Sünde, Gnade, Heil ... das sind die Themen, über die die Theologen mitten in der Komplexität der heutigen Ökonomie und Gesellschaft nachdenken müssen.

Im Kampf um eine gerechtere und stärker solidarische Gesellschaft müssen wir darauf achten, nicht der Versuchung zu erliegen, eine vollkommene Gesellschaft, eine *societas perfecta*, aufbauen zu wollen, in der die zwischenmenschlichen und gesellschaftlichen Beziehungen frei von Bösem wären - eine Gesellschaft, in der all das, was wir für schlecht halten, vorhergesehen, kon-

trolliert und vermieden werden könnte und in der die Menschen völlig solidarisch und großherzig wären. Abgesehen davon, daß dies erkenntnistheoretisch unmöglich wäre, bedeutete dies eine Leugnung unserer *conditio humana*. Den Götzendienst des Marktes kritisieren darf nicht die absolute Ablehnung des Marktes oder von Marktbeziehungen als solchen bedeuten.

Hugo Assmann sagt: „Zu den unleugbaren Tatsachen auf dem Feld zwischenmenschlichen Handelns innerhalb komplexer Gesellschaften gehören die Existenz und Funktionalität dynamischer, teilweise selbstregulierender Systeme im Hinblick auf das Verhalten der Menschen. In der Ökonomie hat diese Frage einen Namen ... Markt.“<sup>11</sup> Mit anderen Worten: Unsere Kritik an der Perversiön, die der Verabsolutierung des Marktes entspringt, muß ergänzt werden durch die kritische, aber positive Akzeptanz des Marktes und durch eine starke Betonung solidarischer Ziele.

Wenn es uns auch noch so gut gelingt, eine alternative Gesellschaft aufzubauen - und wir müssen uns nach besten Kräften darum bemühen -, die ökonomischen und sozialen Probleme werden nicht völlig verschwinden. Einer der Gründe hierfür ist, daß die Gesamtsumme der Wünsche der Menschen immer viel größer ist und sein wird als die zur Verfügung stehenden ökonomischen Güter und auf diese Weise Konflikte, Neid und andere Übel entstehen. Darüber hinaus gibt es viele menschliche, gesellschaftliche und natürliche Faktoren, die wir nicht beherrschen können.

Angesichts dieser Tatsache müssen wir auf dem Feld der Politik und der Zivilgesellschaft darum kämpfen, daß die Solidarität als ein gesellschaftlicher



Wert gelebt wird. Und das ist keine leichte Aufgabe, denn die Solidarität ist nicht die einzige Kraft, die den Menschen motiviert, sondern sie ist Frucht der Bekehrung, die sehr oft einen äußerst schwierigen persönlichen Prozeß darstellt. Ohne die gelebte Solidarität als Norm und gesellschaftlicher Wert und Ziel wird das Leid der Armen nicht als ein gesellschaftliches Übel gesehen werden, sondern nur als ein not-

wendiges Opfer oder als der Preis der Sünde der wirtschaftlichen Ineffektivität.

Was die richtige Auffassung des wirtschaftlich-sozialen Übels jenseits der Verkehrungen des Systems der Marktwirtschaft ermöglicht, ist nicht nur eine angemessene Kenntnis der Wirtschaftstheorie, sondern wesentlich auch die Öffnung auf den Anderen hin und die Solidarität mit dem, der leidet.

<sup>1</sup> O Estado de São Paulo, 8. 2. 1997, B/12.

<sup>2</sup> P. Ormerod, A morte da economia, São Paulo 1996, 13-16 (The Death of Economics, London 1994) (Hervorhebung vom Verf.).

<sup>3</sup> F.A. von Hayek, Die Anmaßung von Wissen, in: Ordo (Jahrbuch für die Ordnung von Wissenschaft und Gesellschaft) 26 (1975) 12-21.

<sup>4</sup> AaO. 12.

<sup>5</sup> AaO. 20.

<sup>6</sup> Ebd.

<sup>7</sup> M. Friedman, Kapitalismus und Freiheit, München 1976, 36.

<sup>8</sup> P. Drucker, A tentação de fazer o bem, Rio de Janeiro 1986, 152 u. 151 (The Temptation to Do Good, 1984).

<sup>9</sup> J.K. Galbraith, A cultura do contentamento, São Paulo 1992, 12 (The Culture of Contentment, 1992).

<sup>10</sup> M. Camdessus, Marché-Royaume la double appartenance. Documents Episcopat (Bulletin du Secrétariat de la Conférence des Evêques de France, Nr. 12) 1992, 1. Zur Analyse dieser Rede vgl. auf Deutsch: F.J. Hinkelammert, Über den Markt zum Reich Gottes? Von der Verurteilung zur Vereinnahmung der Befreiungstheologie, in: Orientierung, 15. Mai 1996, 98-102, und Orientierung, 31. Mai 1996, 115-120 (Anm. d. Übers.).

<sup>11</sup> H. Assmann, Metáforas novas para reencantar a educação, Piracicaba 1996, 64.

Aus dem Portugiesischen übersetzt von Dr. Bruno Kern MA